

MARCUS IMBSWEILER

Heidelberg-blues

KRIMINALROMAN





MARCUS IMBSWEILER

Heidelberg-blues

KRIMINALROMAN

GMEINER


Marcus Imbsweiler

Heidelbergblues

KRIMINALROMAN



ZUM BUCH

Max Koller ist zurück! Wer steckt hinter dem Mord an Schriftsteller Robert Usedom? Für Ex-Ermittler Max Koller, der den Trenchcoat längst an den Nagel gehängt und erfolgreich auf Fahrradkurier umgesattelt hat, eigentlich keine Aufgabe mehr. Aber Usedom war ein entfernter Bekannter, kurz zuvor erst hatte er sich bei Koller gemeldet. Da kommt ein anderer Auftrag gerade zur rechten Zeit: Die Lokalpolitikerin Amelie Berendsen sucht ihren eritreischen Schützling Makeda. Und weil es zwischen Makeda und dem Toten eine Verbindung gab, nutzt Koller dies für eigene Nachforschungen in Sachen Usedom. Zunächst sieht alles nach einem politischen Motiv aus, schließlich steht die Heidelberger Oberbürgermeisterwahl kurz bevor, und Berendsen zählt zu den Favoritinnen. Aber dann lernt Koller den Umweltaktivisten Pierre Wörner kennen – und plötzlich müssen einige Menschen um ihr Leben fürchten.

Marcus Imbsweiler, aufgewachsen im Saarland, arbeitet als freier Musikredakteur für Orchester, Festivals und Rundfunksender deutschlandweit. Seit 2005 ist er außerdem als Schriftsteller tätig. Seine Krimireihe um den Heidelberger Privatermittler Max Koller zählt bislang acht Bände. Im Gmeiner-Verlag erschienen zudem der Liszt-Roman »Die Erstürmung des Himmels«, der fantastische Krimi »Himmelreich und Höllental« (als Peter Paradeiser),

die Kurzstücke »Luna Tours« sowie der Osterkrimi »Ei mit Schuss«. Imbsweiler schreibt Romane, Erzählungen und Theaterstücke und gibt regelmäßig Einführungen in klassische Konzerte.

Mehr Informationen zum Autor unter: www.marcus-imbsweiler.de

IMPRESSUM

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert

Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchardt

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © Johannes Stoll / Photocase.de

ISBN 978-3-8392-7268-8

1

Nee jetzt.

Da brach doch genau in der Sekunde, als ich den rostigen Schlüssel ins Schloss der Schuppentür steckte, die Sonne durch das Wolkengrau über uns. Einer ihrer Strahlen verfing sich im Schlüsselloch und brachte es zum Leuchten. Wenn das mal kein Zeichen war! Ein Moment der Magie, kitschig schön, wie in einem Fantasyfilm. Verweile doch, rief es von allen Seiten ... Tja. Kaum drehte ich den Schlüssel, war es vorbei mit der Magie. Das Schloss klemmte, beim Aufstoßen schleifte die Tür über den Boden und produzierte eine Serie hässlicher Geräusche. Ein Schaben, ein Knarren, dann ein Quietschen, das immer schriller wurde, um auf dem Höhepunkt abrupt abzubrechen. Gewissermaßen mit Ausrufezeichen. Könnten Türen sprechen, wäre das ein Nein gewesen.

»Doch«, sagte ich und betrat den Schuppen.

Abgestandene, muffige Luft schlug mir entgegen. Ich schloss die Augen und füllte die Lungen bis zum letzten Winkel. Wonach roch es? Nach etwas ganz Speziellem: Abwesenheit. Der Abwesenheit von Menschen. Hier hatte es einmal Ausdünstungen gegeben, Schweiß, Nähe, Reibungen, den kompletten olfaktorischen Kladderadatsch. Jetzt: ein stummer Schrei nach Leben, das Flehen um Gesellschaft. Mit einem Wort: Es roch trostlos. Wann hatte ich die Bude zum letzten Mal betreten? Ewig her.

»Lüften«, murmelte ich. »Dringend.«

Ich knipste das Licht an; immerhin, es funktionierte. Leider sah man nun den Staub, der sich im Raum breitgemacht hatte. Er lag auf dem Schreibtisch, dem Computer, dem Regal, den Stühlen, einfach überall. Wie Schnee, nur in Grau. Ich ging zum Fenster hinüber und zog es unter einiger Gewaltanwendung auf. Auf den Scheiben hatte sich so viel Dreck angesammelt, dass sie fast blind waren. Blind klagten sie mich an: Der Gartenschlauch, Alter, gib ihn uns!

»Nur die Ruhe«, sagte ich. »Später.«

Erst mal hinsetzen. In der Ecke stand ein freier Stuhl, dem ein Bein fehlte; stattdessen blitzte eine Metallfeder aus der Polsterung. Eher was für Delinquenten als für Gäste. Die einzige stabile Sitzgelegenheit war von einem großen gerahmten Schild belegt, auf dem »Museum für angewandte Kriminalistik« stand. In Schönschrift. Ich pustete einmal von links nach rechts, um die Buchstaben freizulegen, dann hob ich es vom Stuhl und lehnte es gegen die Wand. In einer Hosentasche fand ich ein kaum benutztes Papiertaschentuch, mit dem ich den Stuhl gründlich sauber wischte. Wie das Tuch anschließend aussah, behalte ich für mich.

»Geht doch«, nickte ich.

Ich quetschte mich um den Schreibtisch herum und nahm auf einer leeren Getränkekiste Platz. Genauer gesagt: auf dem Polster, das auf der Kiste lag. Noch genauer: auf dem Polster, nachdem ich es einmal umgedreht hatte. Mit einem Unterarm wischte ich über die Tischplatte, blies kräftig gegen den Computerbildschirm und beobachtete, wie der Staub durch den Raum tanzte. Die einzelnen

Staubkörnchen glänzten im Licht der Deckenlampe, es sah eigentlich ganz hübsch aus. Fast so magisch wie vorhin bei dem Türschloss. Nicht zu vergessen die Gestalt, die hinter dem Glitzern auftauchte, eine Gestalt wie von einem Heiligschein gerahmt.

»So, Frau Berendsen«, sagte ich. »Dann wollen wir mal.«

Der Glanz zerstob, mein Gast setzte sich. Ein wenig widerstrebend zwar, wie mir schien, aber er tat es. Beziehungsweise sie. Es handelte sich nämlich um einen weiblichen Gast, und seinen Namen hatte er - also sie - mir bereits am Telefon genannt: Amelie Berendsen. Meine erste Reaktion auf den Anruf war die übliche gewesen: abwimmeln. So, wie ich in den letzten Jahren alle abgewimmelt hatte. Aber dann ... sagen wir so: Ich hatte mich umentschieden. Ganz spontan. Und schon hatten wir sie wieder, diese archetypische Konstellation, die am Beginn großer Abenteuer und verzwickter Fälle steht. Eine Auftraggeberin, ein Ermittler, ein Problem.

Auch wenn ich schon lange kein Ermittler mehr war.

Der Gast namens Amelie Berendsen schlug die Beine übereinander und blickte sich um. »Das hier«, begann sie zögernd, »das ist Ihr ...?«

Ich folgte ihrem Blick. Oben in der Ecke hingen ein paar Spinnweben durch. Riesenspinnweben. »Ja«, nickte ich. »Mein Büro.«

»Ein Museum?«

Ich zeichnete einen Kreis in den Staub. »Nachdem ich mich als Ermittler zur Ruhe gesetzt hatte, kam ich auf die clevere Idee, mein Büro für die Allgemeinheit zu öffnen,

damit die Leute, die von meinen Fällen gelesen haben ...«
Ich winkte ab. »Egal.«

»Keine clevere Idee?«

»Anfangs kamen ein paar Besucher. Aus Mitleid wahrscheinlich. An Halloween rückte mal Polizeinachwuchs an, eine komplette Staffel. Die hatten ihren Spaß, das versichere ich Ihnen. Und in den vergangenen Jahren ...« Ich wischte den Kreis weg. Es gibt Sätze, die braucht man nicht zu beenden.

»Verstehe«, sagte die Berendsen. »Durfte ja eh keiner mehr kommen.«

Wir seufzten beide ein bisschen, wie man es tut, wenn man gerade einen verdammt anstrengenden Marathon hinter sich gebracht hat. Marathon ist vielleicht das falsche Wort für die hinter uns liegende Zeit, aber auch nicht schlechter als Krise oder Plage oder Seuche und wie diese alttestamentarischen Begriffe alle lauten. Mein Entschluss, nicht mehr als Privatflic zu arbeiten, war lange vorher gefallen, und was bringt mir ein geöffnetes Museum, wenn es nur von angeschickerten Polizeianwärtern besucht wird? Du musst nach vorne schauen, immer nach vorne.

»Angewandte Kriminalistik«, hörte ich meinen Gast sagen. »Klingt, als müsste man dafür studiert haben.«

Apropos nach vorne schauen. Als ich das tat, mit einem Ruck sozusagen, sah ich Amelie Berendsen zum ersten Mal lächeln. Na also! Da hatte der Name meines Museums seinen Zweck doch schon erfüllt. Angewandte Kriminalistik - klang nach Frankfurter Schule, war aber nur Heidelberger Hinterhof. Dafür zauberte es den Leuten ein kurzes Lächeln ins Gesicht, und ich nahm das zum

Anlass, meine Besucherin nach all dem Staubwischen und Stühlesuchen eingehend zu mustern. Ebenfalls zum ersten Mal. Es gibt ja Leute, die müssen bloß einen Raum betreten und ziehen sofort alle Aufmerksamkeit auf sich, da kümmert du dich hinterher darum, wo sie sitzen sollen. Und dann gibt es Leute, die nimmst du erst wahr, wenn alles andere erledigt ist. Amelie Berendsen gehörte eindeutig zur letzten Sorte. Mittelgroß, schlank, flaches Gesicht mit breiten Wangenknochen. Die Haare hellbraun und schulterlang. Sie saß mit übereinandergeschlagenen Beinen da und starrte mich aus großen grünen Augen an. Erst dachte ich, sie sei über irgendetwas verwundert – Grund genug gab es ja –, bis mir irgendwann klar wurde, dass sie immer so schaute. Aufmerksam, zugewandt, eine Spur bestürzt. Sogar wenn sie lächelte. Das Ungewöhnlichste aber war ihre flache, fast konturenlose Oberlippe. Wo andere Leute eine Kerbe haben oder wenigstens eine Senke, damit die Lippenhälften rechts und links Schwung nehmen können, war bei ihr nichts. Nur ein blassroter waagerechter Streifen.

Das irritierte mich. Und ich konnte nicht einmal sagen, weshalb es mich irritierte. Eine doppelte Irritation gewissermaßen, zu der prompt eine dritte kam, als mir ein Wort durch den Kopf schoss: Buch. Amelie Berendsen war wie ein aufgeschlagenes Buch mit leeren Seiten, die jeder auf seine Weise füllen konnte.

»Studieren?«, sagte ich und kratzte mich am Kopf. »Nö, geht auch ohne.«

»Arbeiten Sie denn jetzt wieder? Als Ermittler, meine ich.«

Ich rutschte auf meiner Getränkekiste hin und her. Was sollte ich darauf antworten? Wusste es ja selbst nicht. Manche Fragen hält man für erledigt, abgehakt, für längst beantwortet, und dann kommt der Tag, an dem man merkt, dass sie immer noch da sind, rau und schorfig wie ein Ausschlag, der einfach nicht weggeht.

»Es hieß, Sie würden keine Fälle mehr übernehmen«, fuhr sie fort. »Ich habe es dann trotzdem bei Ihnen probiert, obwohl ich mit einer Absage rechnete. Und jetzt ...«

»Jetzt wische ich sogar den Staub von dem Museumsschild«, beendete ich den Satz. Ich ließ meinen Blick durch das Büro schweifen, über den Trenchcoat, den ich nie getragen, aber gut sichtbar aufgehängt hatte, über die Zeitungsberichte, die Todesanzeigen, die leeren Whiskyflaschen auf dem obersten Regalbrett. Eine Zeitkapsel, dieses Büro. Die Exzentrale eines Exermittlers. »Ich schlage vor, Frau Berendsen, Sie erzählen mir von Ihrem Problem, anschließend entscheide ich. Wer zehnmal Nein sagt, kann beim elften Mal trotzdem Ja sagen.«

Das Lächeln kehrte zurück. »Wie schön«, sagte mein Gast. »Elf ist meine Glückszahl.«

»Meine auch«, hörte ich mich murmeln. Es war ein Reflex: auf eine Lüge mit einer Gegenlüge zu antworten. Ist doch wahr, wer hatte schon die Elf als Glückszahl? Irgendwo in Fernost vielleicht, aber nicht hier! Warum wollte sie mich so billig auf ihre Seite ziehen? Egal; um meine doofe Reaktion vergessen zu machen, redete ich rasch weiter. »Wenn ich Sie am Telefon richtig verstanden

habe, Frau Berendsen, ist Ihre Hausangestellte verschwunden.«

Sie wurde wieder ernst. Die Augen, hell und groß. »Angestellte ... nein. Makeda war eher eine Art Mitbewohnerin. Ein Familienmitglied. Sie hat bei uns gewohnt, und dabei hat sie natürlich auch im Haushalt mitgeholfen, so wie wir alle.«

»Makeda?«

»Eine junge Frau aus Eritrea, die in Deutschland Asyl beantragt hat. Wir haben sie vor einem Jahr bei uns aufgenommen.«

»Und jetzt ist sie verschwunden? Seit wann?«

Berendsen hob die Schultern. »Schwer zu sagen. Seit Beginn der Woche etwa. So lange haben wir sie jedenfalls nicht mehr gesehen. Sie hat eine Einliegerwohnung bei uns im Haus; wann sie dort zum letzten Mal übernachtet hat, wissen wir nicht. Bis vor drei Tagen habe ich noch Nachrichten von ihr bekommen, seitdem nichts mehr. Sie geht nicht ans Handy, auf Nachfragen reagiert sie nicht. Wir machen uns Sorgen.«

Sorgen, soso. Ich legte mir einen nachdenklichen Gesichtsausdruck zu und hoffte, dass mein Gast keine Gedanken lesen konnte. In diesem Moment fragte ich mich nämlich, woher ich Amelie Berendsen kannte. Schon am Telefon, bei der Nennung ihres Namens, hatte etwas in meiner Erinnerung geklingelt, sehr leise allerdings. Als sie dann vor mir saß, klingelte es erneut, etwas stärker diesmal. Ich war dieser Frau schon mal begegnet, aber wo? Und in welchem Zusammenhang? War sie ein Promi? Fernsehstar, ehemalige SportgröÙe,

Nobelpreisträgergattin? Von denen tummelten sich ja jede Menge in der Stadt. Berendsen, Berendsen ... irgendwo war da was. Und warum löste das Wort »Sorgen« diese Assoziationskette aus? Na logisch, sie war Ärztin! Kinderärztin wahrscheinlich. Ihr Blick, die nach oben gezogene Lippe - exakt der Typ Mensch, der sich Sorgen machte, der einen ernst nahm. Gleichzeitig bewahrte sie die Ruhe, war sicher im Auftreten - sie machte einen auch wieder gesund. Vertrieb die bösen Sorgen. Doktor Amelie Berendsen, das sprach und las sich doch wie aus einem Guss. Beim Heiligen Hippokrates!

»Ja«, murmelte ich. »Verstehe.«

Sie schwieg und starrte auf meine Hände.

»Ach das«, sagte ich. »Der ist nicht geladen, keine Angst.« Während ich über sie und ihren Beruf philosophiert hatte, hatten sich meine Finger selbstständig gemacht und mit einem Revolver herumgespielt, der auf dem Schreibtisch vor sich hin dämmerte. Zu Ausstellungszwecken natürlich. Total eingestaubt natürlich. »Hab ich mal einem Zuhälter ... lange her. Wo waren wir?«

»Makeda wartet auf ihren Asylbescheid. Sie würde auf keinen Fall etwas Riskantes oder Verbotenes unternehmen. Sie fährt nicht mal nach Mannheim, ohne uns Bescheid zu sagen. Deshalb machen wir uns ja solche Sorgen.«

»Haben Sie eine konkrete Befürchtung, was passiert sein könnte?«

»Nein.«

»Was für Nachrichten hat sie Ihnen geschickt?«

»Nur allgemeines Zeug. Mir geht's gut, alles in Ordnung, bin bei Freunden ... solche Sachen. Dabei hat sie kaum

Freunde. Und übernachtet hat sie bei denen auch noch nicht.«

»Wie alt ist sie?«

»19. Wahrscheinlich.«

»Wahrscheinlich?«

Ein kleines Zucken in ihren Mundwinkeln. »Wo sie herkommt, sind exakte Altersangaben nicht so wichtig.«

Ich ließ das Gesagte eine Weile auf mich wirken, dann stand ich auf, um das Fenster zu schließen. Wir hatten schließlich Herbst, und irgendwann war es auch gut mit der Lüfterei. Außerdem brauchte ich Zeit, um mir die nächste Frage zurechtzulegen. Ich stand also am geschlossenen Fenster, schaute in den Hof und überlegte.

Hinter mir erklang ein Seufzer. »Wir hoffen wirklich sehr, dass ihr nichts zugestoßen ist.«

Ich fuhr auf dem Absatz herum. »Apropos zugestoßen«, sagte ich. »Vorhin am Telefon erwähnten Sie einen Namen. Den Namen eines Mannes, den ich kannte. Flüchtig kannte. Bei einem meiner Uraltfälle hat er eine Art Rolle gespielt.«

Sie sah mich fragend an. Ich ging zum Regal, pustete den Staub von einigen Büchern und zog eines davon heraus. Vorne drin war eine Widmung: »Für Max, den alten Revoluzzer.« Die Widmung hatte ich zig Mal gelesen, das Buch nie. Ich legte es so auf den Schreibtisch, dass mein Besuch den Namen des Autors erkennen konnte.

»Robert Usedom«, nickte Amelie Berendsen. »Schrecklich. Der arme Kerl.«

2

»Bah!«, machte Kommissar Sorgwitz. Erstaunlich, was man mit einer einzigen Silbe alles ausdrücken kann: Überraschung, Abwehr, Widerwillen, Abscheu, Protest. Andere brauchten für so was halbe Romane, dem Kommissar genügten drei Buchstaben. Zur Verdeutlichung riss er seine Augen auf, so weit es ging, aber das war nicht sehr weit, weil sie so klein und kugelig waren. Die Augen eines Kampfhunds! Im nächsten Moment kniff er sie schon wieder zusammen, Modell stechender Blick, und fixierte mich drohend. »Sie ...! Woher? Was wollen Sie? Wer hat Sie gerufen?«

»Danke, gut«, sagte ich. »Und Ihnen?«

Über dem kantigen Polizistenschädel standen die weißblonden Härchen stramm. Sorgwitz schien neuerdings im Fitnessstudio zu wohnen; sein breites Kreuz war noch breiter geworden und reichte von Türpfosten zu Türpfosten. Eine Wand aus Muskelmasse. »Sie!«, knirschte er und nahm den Zeigefinger zu Hilfe, um mich aus seiner Gegenwart und am besten gleich aus der ganzen Welt hinweg zu fuchteln.

»Ihr Chef«, sagte ich.

»Was?«

»Sie haben gefragt, wer mich gerufen hat. Das war Ihr Chef. Von alleine wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, hier aufzutauchen.«

Sorgwitz ließ ein ungläubiges Lachen hören. Dann drehte er sich um und lachte nicht mehr. Hinter ihm stand Kommissar Fischer, sein gelbgesichtiger Vorgesetzter, und machte nichts weiter als eine kleine, nachlässige Bewegung mit der Hand. Schwupps. Ich meine, das muss man sich mal vorstellen: Da wedelte dieser alte, dauerherzinfarktgefährdete Mann einmal kurz mit seinen Nikotinfingern, und Modellathlet Sorgwitz hüpfte brav zur Seite. Zum Piepen, eigentlich.

Aber niemand piepte.

Wortlos betrat ich das Haus, ignorierte das Schnaufen des Blonden und folgte seinem ebenfalls schweigsamen Chef. Fischer sah noch kränker, noch eingefallener und kurzatmiger aus als früher, aber bei ihm wusste man nie, ob das Tagesform oder Dauerzustand war. Von der Diele aus führte eine steile Holztreppe ins obere Stockwerk. Der Kommissar, eine Hand am Geländer, stiefelte voran, ich hinterher. Oben tummelte sich eine ganze Menge Leute, alle in Plastikmontur inklusive Häubchen und Visier. Die Aufmachung rief geradezu nach einem schlechten Witz über eine neue pandemische Lage, aber schlechte Witze waren in den vergangenen Jahren zu viele gemacht worden. Außerdem hatte mich Kommissar Fischer am Handy über die Ursache des Mummenschanzes aufgeklärt.

Am Eingang zu einem Zimmer blieb er stehen. Ich mit ihm. Jemand reichte uns Überzieher für die Schuhe und Hauben für den Kopf. Brav zogen wir beides an.

Drinnen wurde gearbeitet. Fotografiert, gesichtet, auf Laptops herumgetippt, in Diktiergeräte gesprochen. Das Licht starker Scheinwerfer zielte auf ein seitlich stehendes

Bett. Plastikstoffe raschelten ohne Unterlass. In meiner Hosentasche brummte mein Handy. Ich ignorierte es.

»Lange nicht gesehen«, brummte der Kommissar.

»Sie haben sich gar nicht verändert«, antwortete ich.
Er lachte unfroh.

Schon versickerte unser Gespräch wieder. Ich gähnte. Anstatt im Bett zu liegen, wie es sich um diese Uhrzeit gehörte, stand ich im Obergeschoss eines abgelegenen Hauses, umgeben von Regalen voller Bücher, und wartete. Was mir nicht gut tat. Besonders meinen Gedanken nicht. Ich merkte, wie sie in Gegensatzpaare zerfielen: Schlaf und Wachen. Leben und Tod. Das grelle Licht hier drinnen, draußen die Dunkelheit. Unser gemeinsames Warten, während im Zimmer Betriebsamkeit herrschte. Und dann die Hoffnung, die vergebliche Hoffnung, dass die Welt anders sein könnte, als sie war.

»Es gab einen anonymen Anruf«, sagte Fischer. »Jemand hat einen Schuss gehört.«

Ich reagierte nicht.

»Alles klar mit Ihnen?«

»Alles bestens, Herr Kommissar. Jammern ist so was von gestern.«

Endlich kam einer der Plastikmenschen aus dem Zimmer und nickte dem Kommissar zu. Fischer trat ein, blieb aber schon nach wenigen Schritten stehen und winkte mich heran.

»Näher nicht«, murmelte er, als ich neben ihm stand.

Nein, näher nicht. Warum auch, man sah ja, was passiert war. Der Mann, der einmal der Schriftsteller Robert Usedom gewesen war, lag zusammengekrümmt auf dem

Bett, einen Arm unter dem Körper, den anderen über die Matratze ins Leere ragend. In seiner Schläfe klaffte ein Loch, die grauen Locken waren blutverschmiert, Decke und Kissen ebenfalls. Seine Augen standen offen.

Ich sah ihn an und dachte nichts. Gar nichts. Nicht mal so Sachen wie: armer Teufel. Einsamer Tod. Alles geht zu Ende. Nein, ich stand einfach da, starrte auf die Leiche und machte Pause vom Dasein. Wusste ja, dass ich jederzeit wieder zurückkonnte. Im Gegensatz zu Usedom.

Fischer schwieg ebenfalls. Stumm ließen wir unsere Blicke über den Toten gleiten, über die geschäftigen Kriminaltechniker, die Gegenstände im Raum. Usedom trug Hemd und Hose, aber seine Füße waren nackt. Vor dem Bett lag ein kleiner Flickenteppich, halb zerknüllt. Daneben ein Korbsessel mit Fransendecke, ein Nachttisch mit Lampe und einigen Büchern, auf der gegenüberliegenden Zimmerseite ein abgebeizter Kleiderschrank. Über dem Bett zwei Plakate, also keine gerahmten Bilder, sondern Papier, mit Reißzwecken an die Wand gepinnt: Che Guevara und Dürers Selbstbildnis als Jesus mit den Goldlocken. Das nannte ich mal eine haarige Kombination!

Irgendwie musste ich zu laut aus- oder eingeaatmet haben, denn Kommissar Fischer sah mich von der Seite an und brummte: »Alles in Ordnung?«

»Warum fragen Sie dauernd, ob alles in Ordnung ist?«, gab ich zurück. »Und dann noch in diesem Ton!«

»Gut, dann frage ich Sie etwas anderes. Was halten Sie davon?«

»Wovon?«

»Von dem Schlamassel hier.« Er zeigte zum Bett. Und weil ich nur mit den Achseln zuckte, fuhr er gereizt fort: »Na los, wonach sieht das aus? Mord, Raubmord, Selbstmord, Unfall? Sie basteln doch schon am Tathergang, ich sehe es Ihnen an.«

»Basteln, ich? Dass ich kein Ermittler mehr bin, heißt noch lange nicht, dass ich jetzt unter die Hobbybastler gegangen wäre.«

»Einmal Schnüffler, immer Schnüffler«, knurrte Fischer. »Zieren Sie sich nicht so. Ich will bloß Ihre Einschätzung. Das Urteil eines Fachmanns.«

Ich schüttelte den Kopf. Dann drehte ich mich von der Leiche und den Kriminaltechnikern weg und sagte mit gedämpfter Stimme: »Wie lange habe ich keinen Fall mehr bearbeitet, Herr Fischer?«

»Keine Ahnung. Lange.«

»Sehr lange. Jahre. Und das lag nicht an fehlenden Aufträgen, sondern an der fehlenden Motivation. Verstehen Sie, ich hatte keine Lust mehr, ich wollte etwas anderes tun. Und ich habe immer noch keine Lust. Das hier ist Ihre Sache, Herr Kommissar. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg bei den Ermittlungen, aber mich halten Sie bitte raus.«

Fischer sah mich mit kaum verhohlener Skepsis an. Von unten sozusagen, obwohl er nur ein paar Zentimeter kleiner war als ich.

»Gut«, sagte er schließlich achselzuckend. »Wenn Sie meinen.«

»Meine ich.«

Er seufzte, kramte mit der Rechten umständlich in seiner Jackentasche und holte am Ende jenen Gegenstand ans

Licht, auf dessen Erscheinen ich schon die ganze Zeit gewartet hatte: einen Zigarillostummel. Den steckte er sich kalt zwischen die Lippen und begann ihn durchzumümmeln.

»Sie«, nahm ich meine Bemerkung von vorhin wieder auf, »haben sich nicht verändert. Ich schon.«

Er winkte ab. Mümmelnd. Die folgenden Sätze kamen eher undeutlich über seine Lippen. »Immerhin«, brummte er, »waren Sie und Usedom befreundet. Da sollten Sie etwas ...«

»Falsch«, unterbrach ich ihn. »Wir waren keine Freunde. Wir sind uns damals im Rahmen einer Ermittlung begegnet, rein zufällig, und er fand mich wohl ... keine Ahnung, jedenfalls wollte er danach den Kontakt halten. Und wissen Sie, was? Mich hat er genervt. Auch wenn das jetzt hart klingt.«

»Tatsächlich?«

»Schauen Sie sich das doch an!« Ich wies auf die beiden Plakate über dem Bett des Toten. »Wollen Sie mit so einem befreundet sein?«

»Als Schriftsteller wurde er gelobt.«

»Von mir nicht.«

»Also keinen Kontakt mehr in letzter Zeit?«

»Doch, schon. Sporadisch. Und immer war er es, der sich meldete. Immer. Wenn Sie mich fragen: Der Kerl hatte ein Aufmerksamkeitsproblem.«

Kommissar Fischer nickte. »Könnte stimmen. Er war alleinstehend, nicht mehr der Jüngste ... Vielleicht hat er deshalb Suizid begangen.«

»Suizid?« Ich sah ihn von der Seite an.

»Ah!« Ein schelmisches Lächeln breitete sich auf dem Polizistengesicht aus. »Habe ich den Ermittler in Ihnen geweckt? Suizid - das ist hier die Frage! Was spricht dafür, was dagegen? Wollen Sie mir nicht doch etwas verklickern?«

»Herr Fischer, es ist spät, meine Exfrau wartet auf mich, und ich ...«

»Schon gut, schon gut, mit der lieben Frau Markwart will ich es mir natürlich nicht verscherzen. Deshalb in aller Kürze und nur als erster Eindruck meinerseits«, er nahm den Zigarillostumpf aus dem Mund, »und vor allem ohne meinen werten Kollegen vorgreifen zu wollen ...« Er nickte jedem Einzelnen im Raum zu, auch wenn kaum einer Notiz davon nahm.

Ich wartete.

»Also, lieber Herr Koller, vom Gesamteindruck her, der Auffindesituation, der Umgebung, den privaten Verhältnissen und überhaupt würde ich sagen: klassischer Suizid. Lehrbuchmäßig. Ich gehe davon aus, dass der Tote Rechtshänder war. Waffe in die rechte Hand; gegen die Schläfe gedrückt; ein einziger Schuss. Wenn man dabei nicht wackelt oder die Waffe im letzten Moment wegzieht - was leider ziemlich oft passiert -, eine sichere Sache.« Nachdenklich sah er auf den Zigarillo in seiner Hand.

»Wobei es hier ein kleines Problem gibt.«

»Nämlich?«

»Die Waffe.«

»Was ist damit?«

»Wir haben keine gefunden.«

3

»Ja«, sagte ich und nahm wieder Platz, »schrecklich.«

Amelie Berendsen schaute mich mit ihren großen betörenden Augen an. »Sie waren befreundet, nicht wahr?«

»Nein.«

»Nein?« Und als ich nicht antwortete, fuhr sie fort: »Er erwähnte so etwas.«

»Usedom, ja. Nennen wir es Wunschdenken. Wissen Sie, das soll jetzt nicht arrogant klingen, aber er fand mich sympathischer als ich ihn. Künstler sind einfach nicht meine ...«, ich suchte nach Worten, »nicht meine Wellenlänge, verstehen Sie?«

»Er hat Sie mir empfohlen. Wärmstens.«

Ich verdrehte die Augen. Wärmstens, auch das noch!

»Ja, ich glaube, es war damals, als Makeda bedroht wurde. Da sagte er zu mir, wenn du mal Unterstützung brauchst, wende dich an meinen Freund Max.« Sie lächelte schwach. »Deshalb bin ich hier.«

»Moment. Makeda wurde bedroht? Also doch!«

Das Lächeln verschwand. »Stimmt«, sagte sie nach kurzem Zögern, »das habe ich völlig ... Wobei bedroht die Sache nicht trifft. Vor einigen Monaten hat Makeda gegen einen Mann ausgesagt, der vor Gericht stand. Und der meinte in seiner Wut, das würde sie noch bereuen. Damals nahmen wir das ernst, der Typ hatte was von einem Altnazi. Aber als dann nichts passierte, habe ich den Vorfall verdrängt.«

»Worum ging es in dem Prozess?«

»Der Mann hat Asylanten den Hitlergruß gezeigt. Er bekam eine Geldstrafe.«

»Aufgrund von Makedas Aussage?«

»Auch, ja.«

Ich wiegte den Kopf. »Frau Berendsen, das würde ich nicht auf die leichte Schulter nehmen. Selbst wenn es Monate her ist. Vielleicht hat der Kerl nur auf die richtige Gelegenheit gewartet. Können Sie mir den Namen des Mannes geben?«

Sie nickte. »Ich muss in den Unterlagen nachschauen. Zu Hause.«

»Gut. Was gäbe es ansonsten für Gründe zu verschwinden? Makeda könnte auch aus freien Stücken gegangen sein.«

»Aus freien Stücken?« Ihr Blick war skeptisch. »Als Asylbewerberin? Da gibt es eher wenig, was Sie aus freien Stücken tun. Diese Menschen leben in ständiger Angst vor Abschiebung, Tag und Nacht. Das macht was mit Ihnen, da sind Sie niemals richtig frei.«

»Wie standen ihre Chancen zu bleiben?«

»Nicht schlecht, Eritrea ist eine Diktatur. Aber es gibt Unterschiede. Junge Männer, die dem Militärdienst entfliehen wollen, bekommen fast alle Asyl. Frauen dagegen müssen konkret nachweisen, dass sie verfolgt oder bedroht wurden. Und wenn sie dort unten noch Familie haben, wird es kompliziert. Dann sind sie gewissermaßen Geisel des Regimes.«

»Sie meinen, wenn sie hier das Falsche tun oder sagen, müssen es die Familienmitglieder in Eritrea ausbaden?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Makeda hat Geschwister, die sie gern nachholen würde.«

»Okay. Dass sie freiwillig untergetaucht ist, kommt also eher nicht in Betracht.«

»Es kann schon sein, dass sie Panik bekommen hat. Aus welchem Grund auch immer. Aktuell gab es keine Anzeichen für eine drohende Abschiebung, aber wann gibt es die schon? Du gehst abends zu Bett, morgens um 4 steht die Polizei vor der Tür, um 6 sitzt du im Flieger, und noch am selben Abend bist du in Afrika. Tausendfach passiert.«

»Und wenn Angst der Grund war - wo könnte sie jetzt stecken? Bei wem würde sie Zuflucht suchen?«

»Da bin ich überfragt. Bei einem Asylanwalt vielleicht, Leuten von Amnesty. Sie hat ein paar eritreische Bekannte, aber niemanden, den sie als Freund bezeichnen würde. Ist ja auch kein Wunder, wenn man sich über Monate nicht in der Stadt treffen kann, sondern nur per Videokonferenz. Da entstehen keine Freundschaften.«

»Freundschaften werden überschätzt«, fuhr es mir durch den Kopf, aber das behielt ich für mich. Ich überdachte eine Weile, was mir Amelie Berendsen erzählt hatte, und sagte schließlich: »Viel Konkretes ist das ja nicht. Hat es kein Ereignis gegeben, das Makedas Verschwinden erklären oder wenigstens plausibel machen könnte? Keine Bemerkung, keine Nachricht, nichts?«

»Wäre ich dann hier, Herr Koller?«

Das klang fast ein wenig abweisend. Aber nur fast. Gegen Sorge und Verständnis, die absoluten Platzhirsche in Amelie Berendsens Gefühlshaushalt, hatten solche kleinen Missstimmungen keine Chance. Ja, blicken Sie mich nur

groß an, Frau Doktor, es gibt nun mal Krankheiten, gegen die hilft kein Medikament, und genauso gibt es Fälle, da weiß man auf Anhieb, dass man sich einen Wolf ermittelt. Diese Makeda konnte überall sein. Vielleicht auf Sauftour, vielleicht hatte sie ihren Traumtypen gefunden, vielleicht war sie aber auch in den Neckar gefallen und trieb gerade Richtung Nordsee. Bevor ich weitere solcher Szenarien ausmalen konnte, knarrte und quietschte es vom Eingang her.

Christine stand in der Tür und schaute uns verblüfft an.

»Hallo«, begann sie, »ich ... das ist ... störe ich?«

»Meine Exfrau«, erklärte ich.

Jetzt galt ihr Blick allein mir. »Was machst du da, Max?« Es kam mir vor wie eine Anklage.

»Ich unterhalte mich mit meinem Gast. Magst du uns beiden einen Kaffee bringen?«

Die Berendsen wehrte ab. Vielleicht besser so, denn meine Ex machte in diesem Moment nicht den Eindruck, als sei sie in der Lage, die Kaffeemaschine zu bedienen. »Ich habe Licht im Schuppen gesehen«, stotterte sie, »und dachte, vielleicht ist jemand ...«

»Völlig korrekt gedacht. Hier ein Jemand, dort ein Jemand. Wirklich keinen Kaffee, Frau Berendsen?«

Wieder das Kopfschütteln. Gleichzeitig wurden Christines Augen rund und groß, sie passte sich dem Aussehen meiner Besucherin also an. Und nicht nur das, über ihr Gesicht flog ein Lächeln, zuckrig wie ein Karamellbonbon.

»Sie sind ... Amelie Berendsen?« Mein Gast nickte. »Wie toll!«, keuchte Christine. »Freut mich, wirklich.«

»Danke.«

Jetzt war ich derjenige, dem die Gesichtszüge entglitten. Woher kannte meine Ex die Berendsen? Aus dem Krankenhaus? Von einer Sprechstunde? Aber warum grinste sie dann so dämlich?

»Meine Stimme haben Sie«, kündigte sie nicht ohne Stolz an. »Viel Erfolg jedenfalls!«

»Dankeschön.« Es hörte gar nicht mehr auf mit dem Süßholzraspeln!

»Gut«, strahlte Christine. »Dann lass ich euch mal alleine.«

»Danke, Schatz«, ätzte ich.

Im Gehen drehte sie sich noch einmal um. »Und Sie wollen wirklich keinen Kaffee, Frau Berendsen?«

Ein verhaltenes »Danke, nein« von der einen Seite, ein lautes »Ich auch nicht!« von der anderen, dann war der Spuk vorbei. Endlich! Wir waren wieder zu zweit.

»Stimme?«, fragte ich. »Sind Sie keine Ärztin?«

»Doch, bin ich.« Und als ich immer noch ratlos schaute, fuhr sie fort: »Ich arbeite in der Jugendpsychiatrie. Zur Zeit nur halbtags, um bei der Oberbürgermeisterwahl antreten zu können. Das meinte Ihre Frau mit Stimme.«

»Exfrau«, murmelte ich. Natürlich, deshalb hatte es vorhin bei mir geklingelt. Schwach, aber geklingelt. Die Wahl! Amelie Berendsen - dauernd tauchte ihr Gesicht in der Zeitung oder sonstwo auf. Musste ich sie deswegen kennen? Dazu hätte mich dieser Wahlkampf interessieren müssen, und das tat er nicht. Änderte sich ja eh nix. Klar, wenn der große Tag kam, würde ich mich von Christine ins Wahllokal mitschleppen lassen und mein Kreuzchen bei dem respektive der machen, die mir nicht ganz so

angepasst oder ausgelutscht erschienen wie der Rest. Vielleicht sogar bei Amelie Berendsen, mal sehen. Mit dem verzückten Groupie-Lächeln meiner Exgattin wollte ich jedenfalls nichts zu tun haben.

»Sie sind die von den *Grünen*«, sagte ich.

»Ich bin Mitglied, ja. Werde aber von mehreren Gemeinderatsfraktionen unterstützt.«

»Okay.« Mir lag eine ganze Lawine von Bemerkungen auf der Zunge, die ich allesamt hinunterschluckte. Warum tun Sie sich das an, gute Frau? Haben Sie sich das reiflich überlegt? Was sagt Ihre Familie dazu? Und so weiter - Bemerkungen, die mehr über mich und mein Verhältnis zur Lokalpolitik verrieten als über Amelie Berendsen und ihre Mitstreiter.

Ach ja, es schmuggelte sich auch dieser Satz darunter: Hätte nie gedacht, dass mir ein Politiker mal sympathisch vorkommt. Das war womöglich der blödeste Satz von allen, und ich schluckte doppelt, um sicherzugehen, dass er auch wirklich unten war.

»Ich hoffe, das hält Sie nicht davon ab, den Auftrag anzunehmen«, lächelte sie milde. Verdammt, konnte sie Gedanken lesen?

»Ganz im Gegenteil«, erwiderete ich, »es bringt mich vielmehr zu der Frage, ob der Grund für Makedas Verschwinden in Ihrem politischen Engagement zu suchen ist.«

Sofort wurde sie ernst. »Wie meinen Sie das?«

»Sie unterstützen einen Flüchtling, lassen ihn bei sich wohnen. Das gefällt nicht jedem. Will Ihnen vielleicht

jemand an den Karren fahren? Druck auf Sie ausüben? Sie von der Kandidatur abhalten?«

»Aber dann müsste es doch eine Drohung geben, eine Erpressung oder irgendwas.«

»Gibt es aber nicht?«

»Nein.«

»Keine Bemerkungen in dieser Richtung? Keine politische Kampagne? Nach dem Motto: Die Afrikaner nutzen uns doch nur aus - da schau, dein Flüchtling ist dir auch abgehauen. Macht sich bestimmt einen schönen Lenz mit unseren Steuergeldern.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Gut.« Wieder malte ich Figuren auf die Schreibtischplatte. »Dann fasse ich zusammen: Ihrem Eindruck nach gibt es weder einen äußeren Anlass für Makedas Verschwinden noch einen persönlichen Grund. Das ist verdammt wenig, wo ich ansetzen könnte.«

»Tut mir leid.«

Ich winkte ab. »So ist es halt. Manchmal gibt es so viele Spuren, dass man gar nicht weiß, wo anfangen, und manchmal hat man nichts. Nur Nebel und Treibsand.«

Wieder dieser staunende, umarmende Blick. »Nebel und Treibsand ... das klingt schön.«

»Mag sein.« Mit spitzen Fingern packte ich den Revolver und legte ihn an den äußersten Rand des Schreibtischs. »Was ich damit andeuten will, ist allerdings weniger schön.« Ich machte eine Pause. In einer Ecke tanzte der Staub, weit entfernt war die Sirene eines Krankenwagens zu hören. »Menschen verschwinden, Frau Berendsen«, sagte ich. »Sie sind weg, einfach so. Und das Leben geht